

Jochen Oppermann,

geboren 1980 in Kaiserslautern, entwickelt schon als Kind die Leidenschaft für alles, was eine Geschichte hat. Über den Umweg einer Ausbildung im öffentlichen Dienst kam es dann doch noch zum Geschichtsstudium. Heute arbeitet er in einer rheinland-pfälzischen Realschule und ist in der philosophischen Erwachsenenbildung tätig. Er lebt mit seiner Familie im geschichtsträchtigen Meisenheim am Glan. Im S. Marix Verlag von ihm erschienen: *Im Rausch der Jahrhunderte. Alkohol macht Geschichte*; und in marixwissen: *Der Deutsch-Französische Krieg. 1870/71*.



»Somit begann der Abgesang einer ganzen Epoche [...] mit einem toten General im rosa Tutu.«  
Jochen Oppermann

Ein Tragödiendichter, der von einer Schildkröte erschlagen wird; ein Gründervater der USA, der sich einen Walknochen in die Harnröhre schiebt; und eine zutiefst grausame Methode, Ehebrecher mit einem Rettich zu bestrafen – das sind einige der Phänomene, die uns im neuen Buch von Jochen Oppermann begegnen. Darin untersucht der Historiker die skurrilsten Sterbefälle der Weltgeschichte und beurteilt ihren Wahrheitsgehalt. Dabei stellt sich heraus, dass viele dieser Ereignisse und Erzählungen kulturhistorisch, manche gar weltpolitisch bedeutende Folgen hatten. Entstehung und Rezeption dieser Geschichten treiben ein aufschlussreiches Wechselspiel.

Covermotiv: Tennessee Williams  
© akg-images / Album

Jochen Oppermann  
**DIE AUßERGEWÖHNLICHSTEN TODESFÄLLE**  
marixwissen



Weitere Titel der Reihe:

Barbara Sichtermann  
**Außergewöhnliche Frauen**  
Visionär – Kämpferisch – Klug

Sabine Kubisch  
**Das Alte Ägypten**  
Von 4000 bis 30 v. Chr.

Ulrike Peters  
**Die Maya**  
Vergangenheit und Gegenwart einer geheimnisvollen Kultur

Ulrike Peters  
**Die Inka**  
Aufstieg – Untergang – Erbe

Ulrich Thiele  
**Die politischen Ideen**  
Von der Antike bis zur Gegenwart

In dieser Reihe sind bisher über 120 Bände zu den verschiedensten Themen erschienen. Weitere Informationen finden Sie unter [www.verlagshaus-roemerweg.de](http://www.verlagshaus-roemerweg.de). Die Reihe wird fortgesetzt. Alle Bände sind gebunden mit Schutzumschlag, gedruckt auf holzfreiem, FSC-zertifiziertem Papier. Die Umfänge liegen zwischen 160 und 256 Seiten.

Jochen Oppermann

**Die außergewöhnlichsten Todesfälle**

Von der Antike bis heute

Jochen Oppermann

# **DIE AUSSERGEWÖHNLICHSTEN TODESFÄLLE**

Von der Antike bis heute

**marixwissen**

# Inhalt

»Das Leben ist ein Zusammenspiel von Funktionen,  
die dem Tod widerstehen.«

Xavier Bichat, frz. Chirurg (1771–1802)

»Der Tod ist schön.  
Er befreit uns davon, an den Tod zu denken.«

Jules Renard, Tagebucheintrag 1898

Mors certa, causa incerta	7
Blutrache, Gesetze und ein Theaterbesuch	10
Warum nicht alles Gute von oben kommt	17
Verhüllungen, Gegensätzlichkeiten und eine Wassersucht	23
Göttlichkeit, vier Elemente und ein Akt der Freiheit	29
Wein, Weib und Tragödie	37
Ein sterbender Asket und wieder Dionysos am Ende der Welt	45
Warum Lachen nicht immer gesund ist I.	53
Stress, freche Barbaren und hoher Blutdruck	59
Ein Dichter, ein Boot und ganz viel Stutensauber	66
Die Wikinger, eine Hinterlist und ein scharfer Hasenzahn	71
Drei Gelehrte, drei Religionen und jeweils ein Bücherregal	77
Ein tüchtiger Engländer, vier Päpste und der Beelzebub	87
Einige hohe Adlige, ein Hoftag und ein Abort	95
Ein feister Markgraf, ein mäßig begabter Chirurg und ein Kreuzzug	99
Ein Kaisersohn, eine junge Frau und eine Brustwarze	107
Ein König von Jerusalem, ein kleingewachsener Hofnarr und ein Fenster zum Hof	114
Feuchte Tücher, allerlei Giftmischerei und ein böser König	121
Eine Hofdame, ein Polterabend und ganz viel Karneval im Kopf	127
Eine Frau namens Troffea, der heilige Veit und der Urahn des Flashmobs	133
Eine katholische Majestät, ein Präsident und schwindende Manneskraft	139
Warum Lachen nicht immer gesund ist II.	147

Drei Franzosen, zwei Bälle und eine zerbrochene Lanze	155
Ein Däne in Prag, Astronomie und zu viele Getränke	161
Empirismus, ein Bestechungsskandal und die Erfindung des Gefrierschrankes	173
Lachen, Drama und Hypochondrie	181
Karriere, schöne Musik und fässerweise Whisky	193
Ein dichtender Kirchenmann, eine Herrenrunde und viel zu viel Tabak	202
Schwedischer Nachtisch, Alpenkäse und ungesunde Neunaugen	208
Ein Holzbein, ein wenig Humor und das Streben nach Glück	215
Männer, die nicht sterben wollten, und Männer, die unbedingt sterben wollten	221
Logik, Regenschauer und noch mehr Feuchtigkeit	233
Ein depressiver Kaiser, Bredouillen und zünftige Männerunterhaltung	239
Die Angst vorm Tod, heftiges Gewitter und eine Kastanie	246
Blitze, eine defekte Glühbirne und ein fehlendes Bein	255
Ein Plastikdeckel, eine Olive an einem Zahnstocher und verblassender Ruhm	263
Fesseln, Starallüren und der verfluchte Onan	271
Postmortem	281
 Literatur	
Quellen	282
Sekundärliteratur	284
Internet	293

## Mors certa, causa incerta

*Quidre mali fuerat nobis non esse creatis?*

»Oder wär' Unglück für uns,  
nicht geschaffen zu sein, es gewesen?«  
Lukrez, liber V, 174

*Media vita in morte sumus* – »Mitten im Leben sind wir im Tod«. Diese bekannte Sentenz aus einem frühmittelalterlichen gregorianischen Choral (White, S. 177) führt uns mehr als deutlich vor Augen: Der Tod geht uns alle an. Der Grund, warum sich niemand dieser scheinbaren Plättitüde entziehen kann, besteht darin, dass wir geboren wurden. Die Bewertung, ob dies nun ein Segen oder ein Unglück sei, überlassen wir den Philosophen oder denen, die sich dafür halten. Stattdessen betrachten wir hier, wie es mit dem Leben zu Ende gehen kann. Dass es dabei mitunter nicht so verläuft, wie wir es uns wünschen, dürfte klar sein. Wenn das Leben kein Wunschkoncert ist, dann ist es der Tod erst recht nicht. Dies gilt natürlich auch für historische Persönlichkeiten.

Oftmals wird in der einschlägigen Literatur das Schicksal des Hans Staininger (ca. 1508 – 1567) als besonders außergewöhnliches und belangloses Ende herangezogen. Der Stadthauptmann von Braunau am Inn besaß einen sehr langen Bart, der allseits gerühmt wurde. Dieser Bart, der rund zwei Meter lang war, wurde auch zu seinem Verhängnis. Er stolperte über diesen und brach sich das Genick. Dass ein späterer Diktator aus Braunau am Inn aus diesem Grund einen erheblich kürzeren Bart trug, ist höchst unwahrscheinlich, jedoch nicht ausgeschlossen. Jedenfalls ist das Ableben des Stadthauptmannes kurios. Sonst nichts. Es steckt weder ein

höherer Sinn dahinter, der irgendwie in der Geschichte wirkmächtig geworden wäre, noch obliegt dem Tod eine tragische kulturelle Komponente, die es zu untersuchen lohnt. Auch dass sein Bart noch heute im Bezirksmuseum von Braunau zu besichtigen ist, macht den Tod Stainingers für uns nicht interessanter. Und damit sind wir gewissermaßen bei dem angelangt, um was es in diesem Buch nicht gehen soll: sich über die Ungeschicktheit, mithin »Dummheit« der Verstorbenen lustig zu machen.

Stattdessen soll aufgezeigt werden, was hinter den teils sehr makabren und kuriosen Todesfällen steckt und auch welche geschichtlichen Folgen diese hatten. Wenn sie denn wahr sind. Ferner nehmen wir zunächst als Prämisse an, dass keine der in diesem Buch auftauchenden Persönlichkeiten freiwillig jenen Tod sterben wollte, der sie letztlich heimsuchte. Da Ausnahmen die Regel bestätigen, wurden auch solche Persönlichkeiten in das folgende Panoptikum aufgenommen – aber dazu später mehr. Dennoch nähern wir uns unvoreingenommen der Frage: Was führte zu jenen (scheinbaren) Todesfällen, die uns noch ein Schmunzeln, ein ungläubiges Kopfschütteln oder sogar ein, wenn auch verschämtes, Lachen abringen werden? So viel vorneweg: Wir werden sehen, dass es mit den absurden und kuriosen Fällen viel mehr auf sich hat, als es der erste Eindruck vermittelt. Oder denken Sie, ein preußischer General der Infanterie stirbt ohne triftigen Grund in einem rosa Tutu? Oder ein großer Philosoph legt sich nur spaßeshalber unter einen Misthaufen?

Dass in dieser Ansammlung von historischen Persönlichkeiten die Frauen deutlich zu kurz kommen, darf durchaus als Kompliment verstanden werden. Tatsächlich scheint es bis auf wenige Ausnahmen eine nahezu reine Männerdomäne zu sein, auf außergewöhnliche Art aus dem Leben zu scheiden. Wie genau man das interpretieren möchte, bleibt jedem selbst überlassen.

Kommen wir zu unserem Eingangszitat zurück, so gibt es uns nicht nur einen Hinweis darauf, dass der Tod uns jederzeit ereilen kann, sondern dass er sich dabei auch wenig um die Ästhetik der

Umstände schert. So musste der französische Schriftsteller Jules Renard (1864–1910) bei dem Gedanken an die vielen seltsamen Todesfälle in seiner Familie feststellen: »Der Tod ist kein Künstler«, – ob er das auch nach der Lektüre der folgenden Kapitel geschrieben hätte? Auf jeden Fall ist »der Tod gewiss, seine Ursache (aber) ungewiss.« (mors certa, causa incerta)

## Blutrache, Gesetze und ein Theaterbesuch: Drakon und die Beliebtheit zum Tode

Nur wenige Menschen in der Geschichte haben es geschafft, dass ihr Name sprichwörtlich wurde. Und von diesen Wenigen kamen noch weniger zu der Ehre, dass sich ihr Name zu einem gebräuchlichen Adjektiv entwickelte. Meist bezeichnet man mit solchen nach bestimmten Herrschern benannte Epochen, die in der historischen Diskussion von gewissem Interesse sind, wie beispielsweise »viktorianisch« oder »wilhelminisch« usw. In die Alltagssprache auch der historisch Uninteressiertesten schafften es wiederum nur die wenigsten. Dieses Kunststück gelang dem griechischen Politiker und Gesetzesreformer Drakon (ca. 650 – ca. 600 v. Chr.). Bis heute bezeichnet man Strafen, die besonders unnachsichtig oder zu hart sind, als »drakonisch«. Drakon selbst war jedoch nicht so »schlimm«, wie man anhand seines Rufes vermuten könnte. Bei vielen seiner Mitbürger war er nämlich äußerst beliebt, ja so beliebt, dass es ihn das Leben kostete.

Wann Drakon geboren wurde, ist ungewiss. Da er 624 v. Chr. das erste Mal historisch greifbar in Erscheinung trat (Figueira, S. 298 f.), kann man von einem Geburtsjahr um 650 v. Chr. ausgehen. Im Erwachsenenalter finden wir ihn in der zweiten Hälfte des 7. vorchristlichen Jahrhunderts in Athen. Dies war eine Zeit, die das antike Griechenland langsam aus dem »Dunklen Zeitalter« herausführte, der Zeit also, die zwischen dem Untergang der ersten Hochkulturen der Minoer und Mykener um 1200 v. Chr. und der beginnenden klassischen Zeit ab 500 v. Chr. liegt (Vollkommer, S. 20 f.). Drakon lebte in der von Historikern als »archaischer Zeit« bezeich-

neten Epoche der griechischen Geschichte, in der auch die ersten griechischen Literaturwerke wie Homers *Ilias* und Hesiods Dichtungen entstanden. Es war die Periode, in der sich die staatlichen Strukturen erst herausbildeten, die wir heute aus der klassischen griechischen Antike kennen (ebd.). Und Drakon hatte daran maßgeblichen Anteil.

Kurz bevor unser Protagonist aus der Dunkelheit der Geschichte auf die Weltbühne trat, begegnet uns eine andere Person, die nicht minder nebulös, jedoch weniger im Menschheitsgedächtnis haften blieb als Drakon. Es war der Olympiasieger im Doppellauf des Jahres 640 v. Chr., der einen großen Beitrag zu Drakons Jahrtausende überdauernder Popularität leisten sollte, obwohl dies nicht in seiner Absicht lag. Dieser attische Adlige namens Kylon wollte knapp zehn Jahre nach seinem Triumph seine Popularität ausnutzen und die alleinige Macht in Athen an sich reißen (Meier, S. 44). »Nachdem er eine Schar von Altersgenossen für sich gewonnen hatte, versuchte er sich der Akropolis zu bemächtigen. Aber der Versuch mißlang, und er setzte sich schutzflehdend unter das Standbild der Göttin« (Herodot, Historien, V, 69). Doch den göttlichen Schutz missachteten seine Gegner unter der Führung des Megakles, sodass viele seiner Anhänger in der heiligen Halle gesteinigt wurden. Ein Sakrileg zweifelsohne, das keine Ruhe in Athen einkehren ließ und als »Kylonischer Frevel« in die frühe Geschichte des klassischen Athens einging (Bengtson, S. 95). Die Folge war eine Zunahme der Fälle von Blutrache, einer nach heutigem Empfinden zutiefst archaischen Vorgehensweise zur Wiedergutmachung. Diese gestattete die Sühne einer schweren Straftat wie einem Tötungsdelikt durch die Verwandten der Opfer oder andere nahestehende Personen, die auch aus der Phratrie (»Bruderschaft«) stammen konnten, also einer Verbindung mit anderen Familien. Grundsätzlich musste man nicht auf der Tötung des Täters bestehen, man konnte auch die Entrichtung einer Buße akzeptieren oder eine sonstige Einigung zur Aussöhnung (vgl. Meyer, S. 528 ff.). Jedoch barg die grundsätzliche Möglichkeit, die Rache selbst in die Hand zu nehmen, die Gefahr

einer Kettenreaktion, die unter Umständen viele Todesopfer forderte. Um nicht völlig in chaotische Verhältnisse abzudriften, versuchten kühtere Köpfe, die Rachegelüste in der konkreten Situation in vernünftigere Bahnen zu lenken und Regeln festzuschreiben, die für jeden ersichtlich und nachvollziehbar waren. Damit beauftragt waren die führenden Politiker Athens, zu denen Drakon gehörte.

Um das Jahr 620 v. Chr. hatte er wohl das Amt eines Archonten inne (Vollkommer, S. 30). Der Archon (»der Erste«) war ein hoher Staatsbeamter, der sich um einen bestimmten Bereich der Administration kümmerte. So gab es einen Archon für religiöse Belange, für militärische und eben auch für juristische. Der *Archon eponymos* war zur Zeit Drakons der oberste Funktionsträger und vielleicht hatte jener dieses Amt inne, denn er war der oberste Gerichtsherr und kümmerte sich unter anderem um das Familienrecht (Meier, S. 208).

Damit jeder die Gesetze kannte, es also Rechtssicherheit gab, wurden diese auf der Agora, dem Marktplatz Athens, wo das öffentliche Leben stattfand, jedermann zugänglich gemacht. Die Gesetze wurden auf nummerierte *Axones* geschrieben. Dabei handelte es sich wohl um vierseitige Holzbalken, die an den Enden quer aufgehängt worden waren, sodass man sie drehen konnte. Später meißelte man sie in Steinsäulen. Ein Fragment, das 200 Jahre nach Drakon entstanden ist, blieb erhalten. Auf diesen Überresten werden auch die Person Drakon und die Existenz der aufgezeichneten Gesetze das erste Mal überhaupt historisch fassbar (Figueira, S. 292). Zu Beginn der Inschrift wird die Entstehungszeit wiedergegeben, indem die zu diesem Zeitpunkt regierenden hohen Amtsträger genannt werden. In diesem Fall das Jahr 409/408 v. Chr. Dann folgt die Angabe, dass es sich um das Gesetz des Drakon das Delikt der Tötung betreffend handelt. Hierbei wird geregelt, wie man bei einer Tötung »ohne Vorbedacht« vorgehen soll (Busolt, S. 793). Ein mehrstufiges Verfahren sieht vor, dass zunächst eine öffentliche Anklage in Verbindung mit der Aufforderung erfolgt, der vermeintliche Täter habe die Heiligtümer und die Agora zu meiden. In Erinnerung an den

»kylonischen Frevel« sollte offensichtlich vermieden werden, dass es wieder zu einem solchen Sakrileg kommen konnte. Die Empörung darüber und die daraus resultierenden Unruhen in Athen waren wohl noch präsent. Allem Anschein nach konnte Drakon die Lage mit seinen Gesetzen aber beruhigen, sodass man diese noch 200 Jahre später wortwörtlich in Stein meißelte. Der Prozess fand vor 51 Richtern statt, die zu Drakons Lebzeiten *ephetai* hießen und auch über die angenommene Willensrichtung des Täters entschieden. Das Urteil fällten schließlich die *basileis*, »Könige« genannte hohe Beamte (Busolt, S. 1092). Dies konnte im Schuldfall bedeuten, dass der wegen unvorsätzlicher Tötung Verurteilte ins Exil gehen musste, wo er Schutz vor der Rache der Angehörigen des Opfers genoss. Ihm konnte auch verziehen werden, was ein per Eid bekräftigter Vertrag bestätigen musste (Meyer, S. 530).

Drakons Gesetze führen das erste Mal die Unterscheidung zwischen einer vorsätzlichen und einer unvorsätzlichen Tötung ein (Bengtson, S. 85). Da die Stele nur die unvorsätzliche Tötung thematisiert bzw. nur dieser Teil überdauerte, wissen wir nicht, wie mit einer vorsätzlichen Tötung (dem »Mord« im eigentlichen, heutigen Sinn) verfahren werden sollte. Hier können wir nur per Analogie aus dem schließen, was uns durch spätere Überlieferung bekannt ist. So berichtet der antike Historiker Plutarch (ca. 45 – 125 n. Chr.) Folgendes vom athenischen Staatsmann Solon (ca. 640 – ca. 560 v. Chr.), der eine Generation nach Drakon lebte: »Zuerst hob er also die Gesetze des Drako insgesamt auf, mit Ausnahme derjenigen über Mord. Er that dies wegen ihrer Strenge und der Größe der angesetzten Bußen. Denn beinahe für sämtliche Verbrecher war nur eine einzige Strafe festgesetzt, – der Tod. Ein Mensch, der bloß wegen Müßiggangs schuldig gefunden wurde, mußte eben sterben; wer ein Gartengemüse oder Obst gestohlen hatte, verfiel ganz der nämlichen Strafe, wie ein Tempelräuber und Mörder« (Plutarch, Solon, 17, 1–4).

Somit waren allem Anschein nach die Bestimmungen der Blutrache für vorsätzliche Tötung, »ein Leben für ein anderes«,

noch in Kraft. Es scheint auch, als sei hier der Ursprung der erwähnten sprichwörtlichen »drakonischen Strafe« zu finden, denn der Geschichtsschreiber fährt mit folgender Anekdote fort: Auf die Frage, warum er für die meisten Vergehen den Tod als Strafe ansetzte, antwortete Drakon, die kleinen Vergehen hätten diesen verdient, jedoch wisse er für die schlimmeren keine größere Bestrafung (Figueira, S. 290).

Doch auch ein anderer Ursprung könnte angenommen werden. Wenn man sich die Fragmente der Stele anschaut, welche am ehesten als historisch »wahr« zu bezeichnen sind, kann man Drakons Gesetz wie folgt interpretieren: Dem Mörder eines Diebes oder eines Ehebrechers, was als unvorsätzliche Tötung charakterisiert wird, gilt das Exil als Strafe oder eben die Versöhnung mit der Opferfamilie. Daraus machten antike Autoren den Umstand, dass Drakon den Tod als Strafe für Diebe und Ehebrecher akzeptierte. Gewissermaßen eine »drakonische« Interpretation des Gesetzes. Nicht nur das Rechtswesen bediente sich seines Namens, auch die Rhetorik benutzte Drakon bereits früh als Topos in Reden oder philosophischen Abhandlungen, die übertriebene Strafen zum Thema hatten. Der Philosoph Aristoteles (384–322 v. Chr.) spricht beispielweise von »drakontischer Verfassung« (zit. n.: Bengtson, S. 95) und meint damit eine strenge Gerichtsbarkeit.

Drakon selbst ist und bleibt eine historisch nicht greifbare Figur. Aus seiner vermeintlichen Lebenszeit haben wir keine Belege seiner Existenz, sodass manche Historiker diese gar vollständig abstreiten. Er soll nichts weiter als eine spätere Legendenbildung darstellen, eine Art Metapher, eine fleischgewordene Überlieferung des archaischen Rechts (ebd., S. 84). Genauso legendär sollte sein Tod werden, dessen fröhteste Überlieferung aus dem 10. Jahrhundert stammt. Ein byzantinisches Lexikon, die *Suda*, enthält viele Artikel über antike Personen (Mazal, S. 13). Einen guten Leumund hat sie jedoch nicht, da bereits ihr Verfasser, ein gewisser Suidas, mindestens genauso legendenumwoben ist wie die Personen, über die er schreibt.

Wenn an der Historizität der folgenden Schilderung begründete Zweifel angemeldet werden dürfen, so aber nicht an deren Symbolträchtig- und Doppeldeutigkeit. Drakon soll durch seine strengen Gesetze im athenischen Volk bald sehr unbeliebt geworden sein. Bei der Entziehung der Bürgerrechte (Atimie) als Strafe für Müßiggang, die er durchsetzte, verwundert dies nicht wirklich (Busolt, S. 815). Jedenfalls habe er sich dem Volkszorn entzogen, indem er auf die Ägäisinsel Ägina geflohen sei (Figueira, S. 287). Hier im Saronischen Golf erfreute er sich offensichtlich großer Beliebtheit. Eines Tages, als er ins örtliche Theater kam, jubelte ihm das Volk zu. Es war Sitte, dass man den Verehrten mit Kleidungsstücken bewarf. Es flogen also unzählige Gewänder auf den mittlerweile gealterten Drakon, sodass dieser bald unter der Last zusammenbrach und erstickte. Nachdem die jubelnde Menge ihn schließlich von den Kleidungsstücken befreit hatte, konnte man nur noch seinen Tod feststellen. Er soll sogleich im Theater begraben worden sein (ebd.). Soweit die Legende.

Gehen wir einmal nicht davon aus, dass es ein Mordkomplott gegen Drakon gab, was einer vorsätzlichen Tötung entsprochen hätte, sondern dass es ein Unfall war. Somit wäre der jubelnden Menge eine jener drakonischen Strafen erspart geblieben, die bald nach diesem skurrilen Tod im Theater vom Politiker Solon abgeschafft werden sollten.

Wie so oft ist die Nachwelt auch mit Drakon hart ins Gericht gegangen, wenn es um unbeliebte Maßnahmen ging. Die harte Gesetzgebung scheint in einer unsicheren Zeit eine gewisse Rechts-sicherheit festgelegt und die bestehenden Anordnungen normiert zu haben. Zusätzlich wurde unter Drakon das Recht in Athen zum ersten Mal schriftlich fixiert und die bis heute gültige Unterscheidung zwischen einer vorsätzlichen und einer nicht vorsätzlichen Tötung getroffen. Jedoch zeigen seine Anordnungen auch, dass gegen die einfachen Menschen besonders hart durchgegriffen werden sollte, während man beim Adel, der hauptsächlich von der Blutrache betroffen war, nur einschränkend wirkte (Meier, S. 69). So

schlecht, wie sich der posthume Ruf seiner Gesetze entwickelte, empfanden die Zeitgenossen diese wahrscheinlich gar nicht.

Die Überlieferung, nach der Drakon unter Mänteln erstickt sei, können wir ins Reich der Fantasie verbannen. Jedoch steckt hinter dieser Erzählung die Absicht, das (vermeintliche) Werk Drakons und damit seine Person als populär darzustellen. Gerade die Überlieferung im 10. Jahrhundert n. Chr. gibt einen Hinweis auf diese Absicht. Während dieser Zeit ging mit dem frühen Mittelalter wieder eine archaische Epoche zu Ende, die auf den Untergang des Weströmischen Reiches folgte. Eine Phase relativ stabiler Staatsgebilde begann. Damit diese ohne Institutionen wie dem Faustrecht und der Blutrache funktionierte, brauchte es abschreckende Gesetze.

Die Erzählung sagt aber Folgendes: Drakon hatte in seiner Gesetzgebung das Delikt nicht berücksichtigt, dass man aus lauter Verehrung versehentlich tötet. Vielleicht wollte man ihm dieses Versäumnis »drakonisch« zur Last legen?

## Warum nicht alles Gute von oben kommt: Der Tragödiendichter Aischylos, eine Schildkröte und ein Adler

Der Anblick und die damit verbundene ästhetische Bewertung kahlköpfiger Männer war und ist oftmals Geschmacksache. Einerseits assoziiert man mit dem fehlenden Haupthaar eine gewisse Reife und Erfahrenheit, was durchaus attraktiv wirken kann, andererseits kann es ebenso Ausdruck einer schlimmen Krankheit sein; man denke dabei an Krebs. Dass aber jenes fehlende Haupthaar auch auf die Tierwelt ihre Reize ausübt, ist dann doch eher außergewöhnlich. Zumal die Folgen verheerend sein können, wie beim Tragödiendichter Aischylos (ca. 525 – 456 v. Chr.). Dieser gilt nicht nur als der älteste bekannte Tragödiendichter, sondern war in seinen späteren Lebensjahren auch kahlköpfig. Was nun aber seine unsterblichen Werke mit seiner Glatze zu tun hatten, lässt sich nur herausfinden, wenn wir uns in die Gedankenwelt der Alten Griechen begeben und herausfinden, wer Aischylos überhaupt war.

Geboren wurde er um das Jahr 525 v. Chr. in Eleusis, einem Ort rund 30 Kilometer nördlich von Athen. Von seinem Grabmal wissen wir, dass sein Vater Euphorion hieß. Bereits mit 25 Jahren nahm er an den Dionysien teil (Nickel, S. 10). Dies waren im alten Athen Festspiele zu Ehren des äußerst beliebten Gottes Dionysos, dem Gott des Rausches, des Weines und der Fruchtbarkeit. Im Zuge dieses Festes wurden Wettbewerbe durchgeführt, bei denen Dichter ihre Tragödien oder Komödien aufführten. Die ersten Teilnahmen waren für Aischylos noch nicht von Erfolg gekrönt. Erst im Jahr 484 v. Chr. finden wir ihn auf der Siegerliste (Föllinger, S. 21). Zu

diesem Zeitpunkt war er bereits ein Mann im besten Alter und in die Weltgeschichte hineingezogen worden. Denn das epische Ringen zwischen den Griechen und den Persern machte auch nicht vor großen Dichtern halt. Ganz im Gegensatz zu unserer heutigen Vorstellung vom weltfremden, im stillen Kämmerlein vor sich hinschreibenden Autor und Philosophen, waren die alten griechischen Denker meist aktiv Handelnde und eben, wenn es nötig wurde, auch Kämpfende. So kämpfte beispielsweise Sokrates (469–399 v. Chr.) als Hoplit im Krieg Athens gegen Korinth (Weithmann, S. 51).

Aischylos war Soldat bei den berühmtesten Schlachten der Perserkriege. Er nahm sowohl an der Schlacht von Marathon (490 v. Chr.), bei Salamis (480 v. Chr.) als auch bei Plataiai (479 v. Chr.) teil (Föllinger, S. 21). Bis zu seinem Lebensende war es ihm wichtig, als tapferer Kämpfer angesehen zu werden, obwohl er da schon einer der größten lebenden Dichter seiner Heimat geworden war. Auf seinen Grabstein ließ er den Satz meißeln: »Von seiner Tapferkeit könnte das ruhmreiche Gefilde von Marathon reden und jeder langmähnige Meder, der ihn kennt« (zit. n.: Nickel, S. 10).

Wenn er dem antiken Schriftsteller Athenaios nach auf seinem Grab seine dichterischen Leistungen zugunsten seiner kriegerischen verschweigt, so sind beide dennoch nicht getrennt voneinander zu sehen. Denn sein berühmtestes Stück und auch die älteste (bekannte) Tragödie der Weltliteratur trägt den Titel *Die Perser* und wurde 472 v. Chr. uraufgeführt (Föllinger, S. 53). In diesem stellt er aus der Sicht der besieгten Perser die Niederlage des Großkönigs Xerxes (ca. 519 – 465 v. Chr.) dar. Die Handlung spielt am Hof des persischen Herrschers und gibt die Stimmung der auf Nachricht wartenden und letztlich den Schock beim Eintreffen der Botschaft von der verheerenden Niederlage bei Salamis wieder. Darin zeigt sich nicht nur die exakte Kenntnis des an der Schlacht Beteiligten, sondern auch das Studium der persischen Kultur und Geschichte. Aischylos möchte jedoch keine billige Siegesfeier aufführen, er will mit dem Stück auch vor dem Hochmut des Siegers warnen. Bezeichnenderweise lässt er Dareios (549–486 v. Chr.), den Vater des Groß-

königs, seinem Sohn Xerxes mitteilen: »Denn wenn Überheblichkeit aufgeblüht ist, lässt sie die Frucht der Verblendung reifen, aus der ein tränenreicher Herbst die Ernte einbringt« (zit. n.: Nickel, S. 13).

Ihn den Erfinder des »Geschichtsdramas« zu nennen, ginge wohl zu weit, weil kurz vor ihm auch der athenische Dichter Phrynicos († ca. 470 v. Chr.) neben dem üblicherweise verwendeten mythischen Stoff zeitgenössischen benutzt hatte. Doch Aischylos entwickelte diese Gattung weiter, indem er vor allem Spannung einbaute (Meier, S. 317 f.). Neben dem unterhaltenden Charakter stand somit auch die Vermittlung von Wissen im Vordergrund. Dem heutigen Leser mag es ungewohnt erscheinen, doch waren zur Zeit des Aischylos die verschiedenen Gattungen nicht voneinander getrennt. So treten mythische Figuren mit historischen in Kontakt, werden die zeitgenössischen Ereignisse fantasievoll verändert und stärker als bei seinen Vorgängern betont (Föllinger, S. 25). Vielleicht kann man als Vergleich, wenn dieser überhaupt sinnvoll ist, am ehesten noch einen heutigen historischen Roman heranziehen. Denn für den Griechen war die mythische Vergangenheit ebenso real wie die historische. Beispielhaft dafür stehen die *Ilias* und die *Odyssee* des Homer.

Im Jahr 458 v. Chr. führte Aischylos zum ersten Mal die *Orestie* auf. Sie ist die älteste bekannte Trilogie der Tragödiendichtung und gewann bei den Dionysien auf Anhieb den Siegespreis (ebd., S. 121). In den drei Teilen »Agamemnos«, »Choephoren« und »Eumeniden« wird die Ermordung des mythischen Königs Agamemnon im Anschluss an dessen Eroberung Trojas thematisiert. Der König opfert nämlich seine Tochter Iphigenie, um den Zorn der Göttin Artemis zu besänftigen. Seine Frau und Iphigenies Mutter Klytaimnestra tötet daraufhin ihren Gatten. In »Choephoren« rächt der Sohn des Agamemnon, Orest, die Ermordung seines Vaters. Seiner Ansicht nach wurde durch den Gatten- und Königs-mord gegen die Weltordnung verstoßen. Orest möchte deswegen seine Mutter Klytaimnestra und deren Liebhaber Aigisthos umbrin-

gen, wofür er die Hilfe der Götter erfleht. Diese wird ihm zuteil, sodass er seinen Plan in die Tat umsetzen kann. In den »Eumeniden« geht es im Großen und Ganzen um eine Art Gerichtsprozess und die Frage nach der Schuld des Orest. Letztlich wird er freigesprochen, und die Erinyen, die Rachegöttinnen, verwandeln sich in die wohlwollenden Eumeniden. Die Versöhnung ist geglückt (Nickel, S. 18).

In der gesamten Trilogie geht es um die Frage, welcher Forderung man nachgehen sollte: Einerseits gibt es die moralische Verpflichtung, andererseits die politische. Der Held befindet sich im Dilemma und muss gegen eine Verpflichtung verstößen und ist damit dem Urteil der Götter ausgeliefert. Am Beispiel Agamemnons wird dies besonders deutlich, wenn er seine eigene Tochter zum Wohle des Reiches töten lässt (Meier, S. 369 ff.).

Leider sind nur wenige Werke des Aischylos erhalten geblieben. Über die Jahre hinweg wurden seine Stücke immer wieder aufgeführt und dadurch auch verändert. Der Athener Lykurg (ca. 390 – 324 v. Chr.) ließ um 330 v. Chr. eine verbindliche Sammlung der Werke des Dichters anfertigen (Föllinger, S. 46). Von Athen aus gelangte diese in die berühmte Bibliothek von Alexandria. Dort waren sie aber nicht vor Verlust sicher, da die Römerzeit und das frühe Mittelalter viele Werke verloren gehen ließ. Namentlich ist uns eine ganze Menge an Stücken bekannt, doch vollständig erhalten sind nur sieben (Nickel, S. 19). Diese genügen aber, um Aischylos einen Platz in der Literaturgeschichte zu sichern.

Seine besondere Leistung wurde bereits in der Antike honoriert. So schreibt Philostratos im zweiten nachchristlichen Jahrhundert über Aischylos, dass man die Tragödie vor ihm noch »schmucklos und unausgebildet« vorgefunden hätte. »Daher zog er die langen Chorgesänge zusammen, führte den Dialog der Schauspieler ein, beschränkte das Maß der Einzelgesänge und ließ die Personen nicht vor den Augen der Zuschauer, sondern hinter der Bühne sterben. [...] Er aber strebte danach, die Sprachen der Tragödien würdiger zu gestalten, und überlegte sich genau, dass sich die Kunst mehr

dem Erhabenen als dem Niedrigen und Gemeinen anschließt« (Philostratos, VI, 11).

Am Ende der Geschichte waltet niemals der Zufall. Stets siegt Recht und Gerechtigkeit. Dies wird von der göttlichen Macht garantiert. Vor allem der Göttervater Zeus wacht über die Sinnhaftigkeit des Laufes der Geschichte. Dies war die Überzeugung des Aischylos und sein eigenes Ende sollte diese Theorie stützen.

Aischylos befand sich mindestens zweimal auf Einladung Hierons I. von Syrakus († ca. 466 v. Chr.) auf Sizilien. Um das Jahr 456 v. Chr. war er im südsizilianischen Gela, wo er sich für einige Zeit aus dem Trubel der Stadt zurückzog. Was dann geschah, erzählt uns der römische Schriftsteller Valerius Maximus in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr.:

»Er hatte auf Sizilien die Mauern der Stadt, in der er sich gerade aufhielt, verlassen und saß an einem sonnigen Platz. Ein Adler, der mit einer Schildkröte in den Klauen über ihn hinwegflog, ließ sich vom Glanz seines Kopfes – er war nämlich kahl – täuschen; um die Schildkröte aufzubrechen und an ihr Fleisch heranzukommen, ließ er sie auf seinen Kopf fallen, weil er ihn für einen Stein hielt. Durch diesen Schlag wurde der Erfinder und Urheber der hohen Tragödie getötet« (Valerius Maximus, 1998, IX, 12, Ext. 2).

Auch der römische Schriftsteller Plinius der Ältere (ca. 23 – 79 n. Chr.) beschreibt seinen Tod auf diese Weise, erwähnt aber noch eine mysteriöse Prophezeiung, wonach er sich vor herabfallenden Dingen hüten solle (Nat. Hist., 10,3). Bei Plinius sucht er aus der unübersichtlichen Stadt kommend Zuflucht in der scheinbaren Sicherheit eines Feldes. Natürlich wird bei antiken Geschichtsschreibern die Wahrheit gerne etwas ausgeschmückt, doch kann am Tod des Aischylos in der überlieferten Weise tatsächlich etwas dran sein?

Es gibt in der Tierwelt genügend Beispiele für die Verhaltensweise des Adlers. Bergadler verfahren ähnlich, wenn sie ihre Beutetiere (z. B. kleine Steinböcke) aus großer Höhe hinabfallen lassen, um sie zu töten. Der Mönchsgreier oder auch der Bartgeier, der

früher auf Sizilien vorkam, lässt Landschildkröten aus großer Höhe fallen, um ihren Panzer aufzuknacken (Ferguson/Christie, S. 417). Es ist also durchaus möglich, dass Aischylos tatsächlich von einer Schildkröte erschlagen wurde, es dem Geschichtsschreiber jedoch entweder aus Unkenntnis oder aufgrund der hohen mythischen und symbolischen Bedeutung besser erschien, diese aus den Klauen eines Adlers anstelle eines Geiers fallen zu lassen. Passend wäre es allemal.

Die erhaltenen Tragödien zeigen nämlich das Bestreben des Aischylos, die Welt und deren Ordnung als gottgewollt darzustellen. Solange der Mensch seine Grenzen akzeptiert und nicht übertritt, ist ihm ein angenehmes Leben beschieden. Missachtet er aber die Ordnung und überschreitet die Grenze, lässt die Gottheit ihn leiden, damit er sich demütig seiner beschränkten Existenz vergewissert. Grundsätzlich ist damit der Konflikt zwischen Notwendigkeit und Freiheit aufgezeigt, den Friedrich Schiller (1759–1805) viel später als Grundstruktur seiner Dramen bezeichnet.

Vielleicht können wir den überlieferten Tod des großen Dichters deuten, indem wir annehmen, dass er mit seinen Tragödien die Grenzen des ihm von den Göttern zugestandenen Sagbaren überschritten hatte? Um weitere Übertritte zu verhindern, griff Zeus in die Geschichte höchst dramatisch ein. Denn jenem Zeus, der über das Schicksal der Menschen argwöhnisch wacht, schreibt die Mythologie neben den berühmten Blitzen auch den Adler als Attribut zu (vgl. Waser, S. 704 f.). Sollte am Ende der Göttervater höchstselbst die Theorie von den gottgesetzten Grenzen für den Menschen des alten Aischylos bestätigt haben, indem er den Greifvogel schickte? Immerhin galt der Adler schon im Mythos des Prometheus als »das Kampfmittel des Zeus gegen den Widersacher seiner Herrschaft«. (Blumenberg, S. 349)

Über den »wahren« Tod des Aischylos wissen wir also nichts. Aber für die Alten Griechen spielte es ohnehin keine Rolle, ob die Geschichte »echt« oder mythisiert war. Also nehmen wir seinen Tod so hin, wie er überliefert wurde. Und vor allem sollten wir uns hüten, die Götter zu erzürnen. Besonders, wenn wir glatzköpfig sind.

## Verhüllungen, Gegensätzlichkeiten und eine Wassersucht: Heraklit und die Kur mit dem Misthaufen

»Der Dunkle«, *ho skoteinos*, hat man ihn schon in der Antike genannt und damit bereits das Grundproblem für all diejenigen aufgezeigt, die gerne mit exakten Fakten zu tun haben. Denn diese sind bei Heraklit von Ephesos (ca. 520 – ca. 460 v. Chr.) äußerst spärlich. Von ihm selbst wurde uns kein einziges Wort direkt überliefert. Nur einige Sätze in den Büchern der antiken Philosophen und Geschichtsschreiber geben uns einen Hinweis auf seine Gedankenwelt, die – das sahen auch die antiken Historiker so – äußerst schwierig zu verstehen war. Nur ein Werk soll er tatsächlich verfasst und im Tempel der Artemis hinterlegt haben, das von Paradoxien und Wortspielen nur so strotzte, wie uns aus zweiter Hand überliefert wurde (Rapp, S. 58). Welchem Schicksal das Original anheimfiel, ist unbekannt. Ein dunkler Philosoph also in jeder Hinsicht, und auch sein Tod sollte nicht hell strahlen, sondern mit allerlei Anspielungen und Hinweisen auf sein Denken äußerst düster daherkommen. Gesetzt den Fall, es hat sich wirklich so zugetragen, wie wir es uns im Folgenden anhand der Überlieferungen zusammenreimen.

Geboren wurde Heraklit um das Jahr 520 v. Chr. im ionischen Ephesos in der heutigen Westtürkei, das zur Zeit seiner Geburt unter persischer Herrschaft stand. Er war wohl adliger Herkunft und lud bereits zu Lebzeiten dank seines Verhaltens zur Legendenbildung ein. Schon früh soll er sich von seinen Mitbürgern distanziert haben, indem er gesellschaftliche Verpflichtungen mied – dies philosophentypisch mit einem provozierenden Spruch. Einer Episode zufolge soll er gesagt haben, er ziehe es vor, mit Kindern im